

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 51-52

Artikel: Der Fährmann
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-620409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Fährmann

Das Wasser hatte einen Tiefstand erreicht, wie er seit Jahren nicht mehr gemessen worden war. Bei Kaub lag der Pegel unter sechzig Zentimeter, und das bedeutete, dass die Schiffe nicht

Von René Regenass

mehr fahren durften, es sei denn auf eigene Gefahr und höchstens mit halber Ladung. Die Steine wuchsen täglich vom Ufer weiter hinaus in den Strom, die sonst ungefährlich unter dem Wasserspiegel liegenden Klippen ragten drohend hoch.

Die Fähre hatte alle Mühe, das andere Ufer zu erreichen; das Wasser bewegte sich kaum mehr, es schien, als schlafe der Fluss. Hin und wieder musste der Fährmann sogar zum Stachel greifen, um das Schiff weiter zu treiben.

Die Eiligen mieden zusehends die bequeme und bei normalem Wasserstand auch rasche Verbindung von einem Ufer zum anderen. So sass der Fährmann oft lange Zeit unbeschäftigt in der Kabine. Jeder Gast war ein kleines Ereignis. Bald würde der Fährbetrieb ohnehin eingestellt, wie immer im Winter. Mit einer gewissen Wehmut sah der Fährmann dieser Zeit entgegen: Die Fähre war für ihn mehr als nur irgendein Boot, sie war sein Zuhause. Seit zwanzig Jahren schon versah er den Dienst eines Fährmannes, unzählige Passagiere hatte er sicher hinübergebracht, viele Geschichten hatte er erlebt, fröhliche und traurige Gesichter waren ihm begegnet. Er hätte zum Abschluss der Saison noch gerne einige Leute auf dem Schiff begrüsst, mit dem einen oder andern ein Wort gewechselt.

Ein langer, einsamer Abschied, dachte er.

Es dunkelte bereits, niemand begehrte übersetzt zu werden, die Treppe, die hinunterführte zum Steg, war leer und verlassen, nicht einmal ein streunender Hund zeigte sich.

Noch eine Viertelstunde, sagte er sich, dann ist Schluss.

Er zündete in der Kabine die Petroleumlampe an, sie blakte und warf unwillige Schatten an die Wände; kaum noch gluckste das Wasser unter dem Rumpf.

Die Stille schloss ihn ein.

Da hörte er Schritte, energische Schritte, die auf den Holzplanken des Steges hart wi-

derhallten. Er wollte hinausgehen, den Gast begrüßen, als er schon das sanfte Schaukeln der Fähre verspürte. Er blickte hinaus auf das Deck, sah aber niemanden.

Vielleicht hatte er sich getäuscht.

Das Klopfen an der Tür war zaghaft. Eine junge Frau blickte ängstlich, wie ihm schien, in die Kabine.

Ich komme gleich, rief er hinaus, verstellte noch schnell den Docht der Lampe.

Wollen Sie nicht in die Wärme kommen? fragte er.

Er bekam keine Antwort.

Eingehüllt in einen Mantel sass die Frau draussen auf der Bank. Sie starrte auf den Boden, als scheue sie sich, ihn, den Fährmann, anzusehen.

Guten Abend, sagte er. Aber auch das entlockte der Frau kein Wort.

So ging er nach vorn, legte den Balken um, damit die Fähre in den richtigen Winkel zum Fluss zu liegen kam, stiess mit einem kräftigen Stoss ab, eilte nach hinten und fixierte das Ruder. Die Rolle am Seil oben ruckte zaghaft, blieb stehen.

Sie können hierbleiben, ich will nicht an das andere Ufer, sagte die Frau.

Einen Augenblick war er sprachlos, wusste nicht, was er antworten sollte. Dann fasste er sich, schliesslich hatte er es schon öfter mit seltsamen Gästen zu tun gehabt. Und warum sollte nicht jemand einfach auf der Fähre sitzen? Sie beide waren allein, niemand begehrte eine Überfahrt.

Meinetwegen, sagte er, aber ich werde die Fähre bald festmachen und den Steg verriegeln. Solange können Sie hierbleiben.

Und wenn ich übernachten möchte?

Das geht nicht, das kann ich nicht zulassen.

Sie schwieg. Noch immer hatte er ihr Gesicht nicht gesehen, sie hielt den Kopf beharrlich gesenkt.

In vierzehn Tagen ist Weihnacht, sagte die Frau unvermittelt.

Ja, schon überall in der Stadt brennen Kerzen.

Das hatte er eigentlich gar nicht sagen wollen, er schätzte den Rummel nicht, diesen künstlichen Glanz in den Strassen und

das hektische Getue, die vollen Läden. Und so fügte er hinzu: Ich würde Weihnachten auch lieber anders verbringen.

Warum bleiben Sie nicht auf der Fähre, das könnten Sie doch?

Nein, das darf ich auch nicht.

Wer erfährt das schon ...

Man würde das Licht durch die Fenster sehen, die Polizei käme.

Und wenn Sie die Fenster mit Tüchern verhängen?

Trotzdem.

Ich habe Sie nicht so ängstlich eingeschätzt.

Es geht nicht darum, es ist verboten.

Was machen Sie denn an Weihnachten?

Ich werde zu Hause sein, allein, meine Frau ist schon vor Jahren gestorben.

Dann könnten wir ja zusammen feiern.

Er brachte mit ein paar Ruderschlägen die Fähre wieder an den Steg, vertäute sie. Jetzt wollen wir gehen, sagte er.

Ich bleibe hier.

Das geht nicht, ich hab' es Ihnen schon gesagt!

Wir könnten miteinander reden.

Das können wir auch anderswo, wenn es sein muss.

Die Frau tat keinen Wank. Er überlegte, wie er sie dazu brächte, die Fähre endlich zu verlassen. Gehen Sie! rief er unbeherrscht. Er spürte die Müdigkeit, mehr als sonst, wenn er viele Passagiere hatte hin- und herbringen müssen.

Das hätten Sie nicht sagen sollen.

Zum erstenmal seit langem empfand er die Einsamkeit, der er auf der Fähre ausgesetzt war und die zu Hause auf ihn lauerte, bedrückend, sie presste ihn nieder. Doch er wollte nicht reden, jetzt nicht, wo ihm so viel durch den Kopf gegangen war während des Wartens.

Es würde ein langer, trübsiniger Abschied von der Fähre. Stundenlang müsste er dahocken, ohne jemanden begrüßen zu können. Die Stimmen um ihn herum, das Lachen der Kinder und die Gespräche hatten ihn in anderen Jahren bis zuletzt aufgemuntert, ihm den Winter erträglich gemacht. Zwischendurch hatte er dem Wasser gelauscht, war mit ihm davongezogen bis zum Meer. Nun schwieg auch der Fluss. Kein Schiff kam mehr, kein

Matrose winkte. Und die Nebelschwaden lagen am Morgen bis gegen Mittag oder noch länger über dem Wasser, verschluckten noch die spärlichen Geräusche vom Ufer.

Immer wieder beschäftigte ihn die Frage, ob das nun sein Leben gewesen sei. Nach und nach hatte er alles verloren: erst der Unfall, der ihn zwang, einen andern Beruf zu ergreifen; er war gerne Buchbinder gewesen, er liebte den Geruch des Leims, des Papiers, das kurze Schmökern in einem Buch. Zwei Finger der rechten Hand gerieten unter die Schneidmaschine, fertig. Bald darauf starb seine Frau, die Tochter zog aus, verschwand eines Tages, ohne zu sagen, wohin. Sie blieb weg, verschollen. Wo hätte er nach ihr suchen sollen? Und warum überhaupt war sie weggegangen, wortlos? Hatte er so viel falsch gemacht? Es hätte ihr sicher Spass bereitet, mit ihm am Wochenende auf der Fähre zu sein. Sie war oft an den Rhein gegangen, hatte stundenlang dort gesessen und den Wellen nachgesehen. Doch, das hätte ihr gefallen.

Vielleicht wäre er in seinem früheren Beruf noch mehr vereinsamt, in dem kleinen, dunklen Raum, zusammen mit den stummen Büchern.

Ja, er hätte viel zu reden gehabt. Aber was ging das alles die fremde Frau an? Dafür hatte er die Fähre und das Wasser, mit ihm konnte er reden, es verstand ihn. Aber wie lange noch würde er den Dienst versehen können, bei jedem Wetter; den schweren Balken umwerfen, abstossen, dass die Fähre genügend Fahrt bekam? Er wusste, dass dieser Winter der letzte war.

Gut, sagte die Frau, dann gehe ich eben. Aber ich komme wieder, an Weihnachten. Ich leiste Ihnen Gesellschaft, hier auf der Fähre, es ist so schön.

Sie stand auf, sprang hinaus auf den Steg, und ihr Schatten verlor sich im Dunkel. Wenig später ging auch er.

Er hatte die Begegnung beinahe schon vergessen; er mied die Strassen mit der Weihnachtsbeleuchtung. Nichts sollte ihn an Weihnachten erinnern. Doch da kam er eines Tages an dem Platz vorbei, wo sonst Marronivverkäufer auf Kundschaft wartete, jetzt verkaufte er Tannenbäume.

Die allerletzten, rief der Mann, so billig wie nie!

Er wandte sich ab. Wozu brauchte er einen Weihnachtsbaum?

Mit einer Flasche Wein ging er nach Hause. Im Flur fiel sein Blick zufällig auf den Kalender, dessen Blätter er Tag für Tag sorgfältig abbriss; heute hatte er es vergessen. Er zog das Blatt weg, las: Heiliger Abend.

Hatte die Frau nicht gesagt, sie würde auf die Fähre gehen? Er war zu gewissenhaft, um sich einfach zu sagen, das gehe ihn nichts an. Schliesslich würde man ihn doch zur Verantwortung ziehen. Er hätte es der Frau energischer ausreden sollen. Also würde er sich mitschuldig machen, pasierte etwas.

Mit der Flasche Wein, einem Laib Brot und einer Wurst machte er sich auf den Weg, nicht eben zufrieden. Es schneite, kein Mensch weit und breit; auf der Fähre würde es bitterkalt sein. So eine hirnverrückte Idee!

Um zehn Uhr langte er an. Auf dem Dach der Fähre lag eine dicke Schneeschicht. Er schloss die Tür zum Steg auf, betrat die Fähre, die unter seinem Gewicht nachgab. In der Kabine setzte er die Lampe und den Petroleumofen in Betrieb, rieb sich die steifen Hände und vertrat sich die Beine, horchte auf den dumpfen Ton, der den Schiffsrumpf füllte.

Als er sich das zweite Glas einschenkte, hörte er Schritte. Er spähte hinaus. Sie kam tatsächlich. Den Mantelkragen hatte sie hochgestellt, ein Kopftuch verhüllte die Stirn, mit den Händen bedeckte sie das Gesicht.

Guten Abend, sagte sie, wusste ich doch, dass Sie da sind. Wer will schon an diesem Abend allein sein ...

Er erwiderte nichts. Sie setzte sich ihm gegenüber, drehte sich ab, damit ihr Gesicht nicht von der Lampe beschienen würde.

Sie haben die Fenster nicht verhängt, sagte sie.

Ist auch nicht nötig, bei diesem Schneefall, niemand ist unterwegs, und wenn doch jemand vorbeikommt, so ist das schwache Licht nicht zu sehen, es wird verschluckt.

Ja, da haben Sie recht.

Mit der Hand deutete er auf den kleinen Tisch. Bedienen Sie sich, brummte er.

Ich habe keinen Hunger.

Und warum sind Sie gekommen, was wollen Sie von mir, einem alten Mann?

Das ist eine lange Geschichte.

Dann machen Sie es kurz, der Ofen wird sonst ausgehen, ich habe kein Petroleum mehr.

Warum fragen Sie nicht, wer ich sei, nur immer, was ich wolle?

Gut, wie heissen Sie?

Das werde ich Ihnen bald verraten, übrigens, wir könnten einander du sagen.

Wenn Sie es wünschen –

Es geht nicht um einen Wunsch, es wäre komisch, wenn wir uns mit Sie anredeten, wir kennen uns, obwohl wir einander

lange nicht mehr gesehen haben.

Du redest um etwas herum, ich will endgültig wissen, was dich hergeführt hat und wie du heisst.

Langsam drehte sie den Kopf. Er hörte noch, wie sich ein Schrei aus seiner Kehle löste, dann verschwamm alles vor seinen Augen.

Erst drei Tage später wurde der Mann gefunden. Kinder hatten ihn entdeckt, als sie sich auf die Fähre schlichen.

Er lag in der Kabine am Boden. Auf dem Tisch fand die Polizei ein Photo, worauf eine junge Frau abgebildet war.

Zur Beerdigung erschienen viele Leute, er war ein beliebter Fährmann gewesen, stadtbekannt wegen seiner Spässe. Abseits stand eine Frau, den Kopf eingehüllt in ein schwarzes Tuch, das Gesicht mit den Händen bedeckt.

Wer ist denn das? fragten einige. Niemand wusste es.

Vielleicht seine Tochter, sagte jemand im Trauerzug.

Illustration: Barth

